

Hartmut Heller

Die kulturelle Verarbeitung des Krieges nach dem Krieg

In New York befindet sich ein ungewöhnlicher Metallklumpen: Darin zum untrennbaren Konglomerat verschweißt und verschmolzen sind Löffel, Brillenteile, Kinderspielzeug und japanische Münzen. Es handelt sich um ein Stück Hiroshima-Realität nach der Atombombe 1945. Zum Kulturgegenstand wird dieser Brocken dadurch, daß man ihn in eine Vitrine gestellt hat und im UN-Gebäude zu New York die Besucher damit konfrontiert. So wird ihm dialektische Funktion zgedacht: Der Krieg selbst soll Anklage erheben gegen den Krieg! Alle anderen Ausdrucksmittel erschienen dafür zu schwach. – Als ähnliches Mahnmahl ragt die Turmruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in den Himmel Berlins und blieben in Dresden die Trümmer der Frauenkirche liegen, über die sich wie schützend ein unversehrter Steinengel beugt.

In derlei Beispielen sehe ich überzeugende Artikulationen der (pazifistischen) Einsicht, daß man den gehabten Krieg und Holocaust entgegen einer Redensart eigentlich überhaupt nicht bewältigen kann, daß es angebracht ist, jeden Krieg als untilgbare Teilvorwegnahme der Apokalypse zu fürchten.

Gleichwohl gehört es offenbar zum Wesen des Menschen, daß er sich immer wieder bemüht, mit dem Ereignis Krieg, wenn es schon stattgefunden hat, »fertig zu werden« – mental, politisch oder eben durch kulturelle Anstrengungen, wie es z. B. Picasso mit seinem berühmten »Guernica«-Bild getan hat. Mit solch nachträglichen kulturellen Verarbeitungsstrategien will ich mich hier näher befassen und dies auch geschichtlich ausdehnen auf Zeiten, als Kriege noch begrenztere, nicht alles auslöschende Konflikte waren.

Eine Ordnung des Betrachtens ergibt sich dabei aus drei Parametern. Die Reaktion des Menschen auf den Krieg hängt ab

- a) von der *individuellen bzw. kollektiven Erlebnisdistanz*: Welcher Zeitabstand liegt zwischen der Person und dem Ereignis? Wie ist das, wenn die unmittelbare oder mittelbare persönliche Betroffenheit allmählich abnimmt?
- b) von *epochenspezifischen Einstellungen zum Krieg*: Welche Philosophie vom

Krieg hatte man in früheren Geschichtsperioden? Reagierten ältere Menschheitsgenerationen mit anderer Erlebnisfähigkeit auf Krieg?

c) von der Schlußalternative *Sieg oder Niederlage*

Kriegskultur verändert sich demnach in doppelter Weise a und b durch den Faktor Zeit. Umgekehrt aber wird auch unser Zeitempfinden vom Krieg mitgesteuert: Wir sagen oft, um Dinge chronologisch einzuordnen, »vor dem Krieg« oder »nach dem Krieg«. Im Nürnberger Knoblauchsland spricht man von »Schwedenhäusern«, um ihre Entstehung ungefähr in den 30jährigen Krieg zurückzudatieren. Anderswo sind die »Türkenzeit«, d. h. der Angriff des Islam auf Europa, oder die »Franzosenzeit«, als Louis XIV. die Pfalz verheerte, der Anhaltspunkt. Nicht die Friedensjahre, sondern Kriege dienen uns als Zeitmarken – ein Kulturphänomen, das nachdenklich stimmen muß!

Kulturgeschichtliche Beobachtungen hauptsächlich aus den gerade genannten Epochen sollen mein Thema weiter auffüllen.

1. Der frische Genuß des Friedens

Was wissen wir, wie die Menschen seinerzeit das Ende des qualvollen 30jährigen Krieges begrüßten? – In Nürnberg lud der schwedische Thronfolger die Abgesandten von über 50 Ländern und Städten zu einem »Friedensmahl«, das – umrahmt von Musik – aus sechs Gängen bestand und in einem Gemälde Joachim v. Sandrarts für die Nachwelt festgehalten wurde. Für die einfachere Bevölkerung flossen aus dem Maul eines Holzlöwen sechs Stunden lang Rotwein und Weißwein. Im oberfränkischen Gemünda verteilte man »umb gedächtnus willen« unter die Kinder Weißbrot. Augsburgs Katholiken versammelten sich zu Dankprozessionen. Die Ortschaft Meeder bei Coburg feierte mit Musik und Gesang der Kantorei ein Friedensfest, das bis zum Jahrhundertende alljährlicher Brauch blieb.

Als ab 1683 Siegesmeldungen von der Türkenfront einliefen, wiederholten sich ähnliche Szenarien: Die Bürger von Neumarkt/Opf. und Zwiesel traten Dankwallfahrten an. Drei Kanonenschüsse gaben in Augsburg das Signal zu Gottesdiensten beider Konfessionen. Auch in Hameln/Weser wurde Viktoria geschossen, vom Turm geblasen und gesungen und den »Symphonicis« dafür ein Faß Wein spendiert. Nürnberg reagierte auf die erfolgreichen Kämpfe vor Tunis 1535, Peterwardein 1716 und Belgrad 1717 mit typisch barocken

Großfeuerwerken. Regelmäßig also bestand der Festapparat aus einer Kombination religiöser, akustischer und kulinarischer Gebärden! In Dresden und Nürnberg wurden ferner aus Anlaß türkischer Niederlagen Brunnen gestiftet. Und in Wien goß man aus erbeuteten türkischen Geschützen eine Glocke, die »Pummerin« des Wiener Stephansdoms – somit das sonst in Kriegen übliche Glockenschicksal besonders symbolisch umkehrend.

Hingegen wurden die Kapitulationen von 1918 bzw. 1945, soweit ich sehen kann, stiller und kaum in gemeinschaftlichen Aktionen erlebt. Das Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Ort für Ort durch den Einmarsch der Besatzer faktisch besiegelt; die Nachricht vom allgemeinen Zusammenbruch kam aus dem Radio und bedurfte nicht mehr öffentlicher Bekanntmachung. Am 20. April 1945, d. h. sehr demonstrativ an »Führers« Geburtstag, nahmen auf dem Nürnberger Hauptmarkt amerikanische Generäle die Parade ihrer siegreichen Truppen ab; die Zivilbevölkerung hatte Ausgangssperre. Aber wieder begegnet uns auch in dieser Phase die Transformation von Kriegsgerät zu Dingen der Alltagskultur, nun freilich ohne Symbolismen wie einst bei der Pummerin: Aus Gasmasken fertigte man Siebe und Sandkastenförmchen für Kinder; Stahlhelme mutierten zu Kochtöpfen; neun Patronenhülsen konnten als Kegelspiel dienen; Uniformteile wurden zu Zivilklamotten umgefärbt. Die Kultur der zerbombten Städte reduzierte sich für eine Weile auf bloße Überlebenskunst, z. B. Gemüse und andere Lebensmittel zu »organisieren«, Kohlen zu »fringsen«, auf »Hamsterfahrt« zu gehen – und dafür jene sprachlichen Euphemismen zu finden. Zu den negativen Zeiterscheinungen gehörten Plünderer, die z. B. staatliche Warendepots ausraubten und, um an Fleisch zu kommen, im Nürnberger Zoo Braunbären mit Drahtschlingen erdrosselten.

2. Rückschau der alt gewordenen Zeitzeugen

Mit fortschreitendem Abstand zu 1648 hat die geistig-emotionale Auseinandersetzung mit dem vorausgegangenen Kriegsdrama offenbar rasch nachgelassen. Grimmelshausens »Simplizissimus« (1669), ein paar Sonette des Andreas Gryphius (»Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden . . .«) und Kirchenlieder des Paul Gerhardt (»Ich bin ein Gast auf Erden . . .«) sind einsame literarische Spuren. Paul Gerhardt sieht dabei das irdische Jammertal so pessimistisch, daß er sich nur mehr im Himmel »Heimat« zu erhoffen vermag, d. h.

das historische Schicksal durch einen rein transzendentalen Kulturentwurf zu überwinden sucht. – Bei kriegsbedingten Bevölkerungsverlusten um 40% war überhaupt die Zahl derjenigen, die sich später noch erinnern konnten, klein geworden. Der Wiederaufbau der Dörfer und verödeten Fluren nahm alle Kraft dieser Überlebenden und der in die Entleerungsgebiete neu zugewanderten Glaubensflüchtlinge in Anspruch. Mit anderen Worten: Vom 30jährigen Krieg provoziert, fand insbesondere eine existentielle Kulturleistung statt, die Jahrzehnte dauerte. Dabei ist beachtenswert, daß sich die Zuzügler zumeist ziemlich unauffällig in die Kultur der neuen Heimat einpaßten und Hausbauweise, Kleidungsstil, Dialekt und Bräuche der Herkunftsgebiete anscheinend rasch vergessen wurden.

Reiches Befundmaterial, wie anders gewonnene Schlachten in den nachfolgenden Jahrzehnten kulturell sublimiert werden konnten, bieten die Türkenkriege. Es begann damit, daß sich die triumphierenden Feldherren in ihren Residenzstädten Wien, München, Bayreuth usw. Denkmäler errichten ließen, auf denen sie, ein Topos damals, zumeist in St.-Georgs-Pose über den türkischen Antichrist hinwegreiten. Beutestücke wurden öffentlich zur Schau gestellt, z. B. unschädlich gewordene Kanonenkugeln, wie man sie etwa im Wiener »Griechenbeisl« in eine Hauswand einmauerte, Halbmondfahnen und Sklavenketten, die man wie Devotionalien an Marien- und Dreifaltigkeitsaltären niederlegte. Ein prächtiges muselmanisches Kommandeurszelt, das Kurfürst Max Emanuel mitgebracht hatte und heute im Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt magaziniert ist, wurde nach mehrfach anderer Verwendung letztendlich 1810 sogar ins erste Münchener Oktoberfest integriert: Samt seinen halbmondgezierten Stützstangen diente es als Baldachin, unter dem Kronprinz Ludwig huldigende Untertanen in bayerischen Landestrachten empfing. Die endgültige Niederlage des Feindes hatte gleichsam ein Tor geöffnet, Dinge von ihm zu übernehmen, die man nun ungeniert reizvoll finden konnte. Zahlreiche Fürsten bis hin zu Bayerns Märchenkönig Ludwig II. schmückten ihre Schloßanlagen u. a. mit orientalischer Architektur aus, wofür hier nur die Rote Moschee in Schwetzingen und der Morgenländische Bau in Sanspareil bei Bayreuth erwähnt seien. Die Musik beliebte sich »alla turca« zu färben; das gilt für die Opern und Symphonien von Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven, aber auch für volkstümliche Kapellen, um 1800 einfach »türkische Musik« genannt, in denen die Instrumente der Janitscharen-Feldmusik bis heute erklingen, z. B. die Tschinellen, die Triangel

und vor allem der pittoreske Schellenbaum (engl. turkish crescent) mit rot-weißen Roßschweifendran. Der Krieg, das harmlos gewordene Feindbild, löste sich somit auf im Spiel – namentlich im Kunstgewerbe, wo der Türke nun im 18. Jahrhundert zum emotionslos wahrgenommenen Dekorationsmotiv verkam. Türkenköpfe begegnen uns über Hausportalen z. B. des Schönborn-Hofes in Aschaffenburg oder von Schloß Mainau im Bodensee, im Stieggeländer des Jesuitenkollegs Dillingen, auf Bierkrügen und Tabakspfeifen, als Rahmung für Spiegel und Schwarzwälder Wanduhren, als Holzschnitzerarbeit aus Oberammergau, in der Funktion erzgebirgischer Räucherännlein, als Spinnwebmalerei aus Pustertaler Werkstätten und Porzellan-kunst aus Meißen oder Ansbach, und gar zum Hampelmann erniedrigt fürs Puppentheater. In Kinderzimmern marschierten entsprechende Zinnsoldaten, und nicht nur im Wirtshaus »Zum Türken« vergnügten sich die Erwachsenen u. a. mit Spielkarten, bei denen eine der vier Farben Türkengestalten zeigte. Sie waren hier, als man erst vier Kontinente zählte, Konfiguration des Erdteils Asien – eine Rolle, in der Muslime samt ihren Waffen schließlich sogar als Zierat in christliche Kirchen einziehen konnten; in der Alten Kapelle Regensburg wirkt das beinahe schon provokant. – Turquois-Mode neben einer gleichzeitigen Vorliebe für Chinoiserien, wohin man schaut: Das historische Kriegsgetümmel wurde metamorph in geschmäcklerischem Exotismus!

Andererseits ging aber auch die böse Seite dieser Kriegserinnerungen nicht völlig verloren: Man fluchte weiterhin »Kruzitürken«, degradierte »Ali«, »Hassan«, »Pascha«, »Sultan« zu Hundennamen. Stadtviertel, in denen die kleinen Leute wohnen, heißen mehrerenorts seit damals geringschätzig »Türkengassen«. Massenhaft Türkenkostüme in der Rottweiler Fasnacht interpretieren den »Narren« im älteren Wortsinn als gottlosen Sünder. Und in der Redensart »einen Türken bauen« lebt fort, daß man, zeitweilig ein Volkssport, auf so gestaltete Attrappen ein Lanzenstechen veranstaltete; auf einem Werbeblatt der Firma Liebigs-Fleischextrakt üben sich noch Ende des 19. Jahrhunderts Radfahrer im »Türkenkopfab schlagen« . . .

Die Rückschau auf Kriegstage des 19. Jahrhunderts wurde vor allem durch fest installierte Feiertage wachgehalten, denen angesichts der Verknappung von Freizeit in der werdenden Industriearbeitergesellschaft umso größere Aufmerksamkeit gewiß war. Besonders herausgestellt wurden dabei in Deutschland die Völkerschlacht von Leipzig 1813 und der Sedanstag 1870. Das heißt, es wurden die Kriegsreminiszenzen dieser Generation überhöht

durch nationales Pathos und Funktionszuweisung im Rahmen politischer Zukunftswünsche von deutscher Einheit und deutscher Größe. Das Liedgut der Männergesangsvereine, paramilitärische Züge im Turn- und Schützenwesen, patriotische Festreden und sinnstiftende Monumentalbauwerke wie z. B. die Befreiungshalle bei Kelheim, das Leipziger Völkerschlachtdenkmal, die Berliner Siegessäule mit ihren Erzplatten von der Demütigung Napoleons III. sowie zahllose Bismarck-Türme stützten die Affirmation, nicht umsonst, sondern für eine weiterwirkende Aufgabe gekämpft zu haben. Damit das Freudenfestliche dieser historischen Schicksalsstunden dem Volk unauslöschlich blieb, flocht man es darüber hinaus auch in andere Lebenskreise ein. So wurde z. B. im Herzogtum Coburg die alljährliche Völkerschlachtfeier vereinigt mit dem vorhandenen landeseinheitlichen Kirchweihtermin am Sonntag nach Simon und Juda (18. 10.). In Nürnberg bekam der Sedanstag eine ähnlich heitere Note durch sein Zusammenfallen mit dem Herbstvolksfest. 1913 pflanzten die Schulklassen Völkerschlacht-Linden. Und der aufblühende Rhein-Tourismus war zugleich ein Pilgern am nun wohlverteidigten deutschen Grenzfluß – vom Niederwalddenkmal zur Pfalz bei Kaub, wo Blücher auf Paris zustürmte, bis hin zum Deutschen Eck an der Moselmündung.

Im Fall des Ersten und Zweiten Weltkriegs sind quer durch Europa höchst unterschiedliche kulturelle Widerspiegelungen zu beobachten. Es wirkt wie ein Beleg für vielfache Innovationsverzögerungen von West nach Ost, wenn in der UdSSR auch noch nach 1945 und sichtbar bis heute das Befreiungsgefühl, das man der Roten Armee dankt, mit den großen Gesten unseres 19. Jahrhunderts artikuliert wurde: Eine Statue, silberglänzend und himmelhoch, ließ man über dem Dnjepr in Kiew »Mutter Ukraina« wiederauferstehen; Glühbirnenschrift 1941–1945 auf zwei Eckhäusern am Peremogiplatz brennt den Vergeßlichen ein, wie lange die Belagerung durch die Nazis dauerte; ein Park mit Panzern und Geschützen aus dem Großen Vaterländischen Krieg will heldisch begeistern. Daß die russische Siegerfaust statt dessen in Ostpreußen das zu Ehren Hindenburgs errichtete Tannenberg-Denkmal schleifte, war die dazu normale Gegenkultur.

Anders hat in Frankreich bereits die Generation der Überlebenden begonnen, das Thema vorwiegend museal abzuspeichern. Die Atlantikküste zwischen Dünkirchen–Calais und Bayeux–Arromanches ist dicht besetzt mit umgerüsteten Bunkerstellungen und neuen Ausstellungshallen, in denen mit größter Gründlichkeit Frontverläufe, Porträts der Truppenführer, Zeitungsbe-

richte, Uniformen, Waffen und sonstiges Gerät sowohl der alliierten Invasionsarmeen als auch ihrer deutschen Gegner dokumentiert sind – inhaltlich, aber fast schon seltsam aseptisch-leidenschaftslos. Im Blick auf Touristenströme, unter denen zu grausamen Jugenderinnerungen zurückkehrende Veteranen nur eine Teilgruppe sind, wird Kriegsgeschichte hier zugleich deutlich kommerzialisiert. Ähnlich kann man an der Maas von Sedan bis Verdun einer offiziell ausgemerkten »route de fortifications« zu den Spuren des Ersten Weltkriegs folgen, kann in den Betonsärgen von Fort Douaumont und Fort Vaux das Grauen atmen und in der Stadt selbst das Kondolenzbuch weiterschreiben – um auf der anderen Straßenseite nichtsdestoweniger auch einschlägigen Souvenirkitsch angeboten zu finden, z. B. Teller mit Soldatenbildern, Ordensimitationen, Granaten und Kanonen en miniature, Postkarten der Ruinen und sonstiges ungleich kritisches Schrifttum.

Bei uns, im besiegten Großdeutschland, wenn man so formulieren darf, herrscht mit vier Jahrzehnten Distanz zu den Weltkriegen eine noch mal andere Ambivalenz der kulturellen Verarbeitung vor. Da ist zum einen die martialische Linie, die vom 19. Jahrhundert her natürlich weiterläuft, Krieg zu verherrlichen oder immerhin zu verharmlosen. Dafür stehen literarische Metaphern wie diejenigen Ernst Jüngers vom »Stahlbad« und »Stahlgewitter«, als Kultbuch der 20er Jahre Walter Flex' »Wanderer zwischen beiden Welten«, später endlose Serien vielgekaufter Landserheftchen und jüngst die beinahe gierige Rezeption von Superman-Kriegsfilmen des Typs »Rambo«, mit denen die Amerikaner ihr Vietnam-Trauma und sekundär wohl auch die Deutschen Schwächegefühle überwinden wollten. Wieviel Verdrängung stattfindet, haben Oral-history-Forscher gerade auch an privaten Kriegserzählungen nachgewiesen. Genauso wie man auf Feldpostkarten nicht die volle Wahrheit nach Hause schrieb, gilt das wirklich Entsetzliche, das damals war, Blut, Fleischgeruch, Angstschweiß, Frost und Hunger im Schützengraben, später umso mehr als nicht erzählbar; es wird in einer Art Selbstzensur ausgeblendet und tabuisiert. Am Stammtisch wird selten reflektiert, sondern schwarz-weiß selektiert und schwadroniert. Übrig bleibt in diesem autobiographischen Konstrukt, gefährlich geschönt vom Glück des Es-geschafft-Habens und narrativen Strukturmustern des Fremdenverkehrszeitalters, »Krieg als Reise und Kameradschaftserlebnis« – abenteuerlich, manchmal sogar reizvoll, wissensvermehrend, persönlichkeitsbildend. – Mit Genugtuung aber ist festzustellen, daß sich daneben auch ein bißchen Höherdifferenzierung

anbahnte durch vordem ungewohnte Moralgedanken, daß Krieg Schuld sei und mit Trauerarbeit bezahlt werden müsse. Wie man es bei Sedansfeiern wohl niemandem gesagt hatte, entlarvten nun die Romane Erich Maria Remarques, Theaterstücke wie Wolfgang Borcherts »Draußen vor der Tür« und im Kino Bernhard Wickis »Brücke« den Schlachtenlärm in völlig ungeschminkter Scheußlichkeit. Ausstellungen über die Not der ersten Trümmer- und Wiederaufbaujahre, wie sie sich um 1989 zum 40. Geburtstag der BRD häuften, waren ebenso in einer Grundintention Absage an die Ursachen. Zur neuen Presse- und Medienkultur im Land begann zu gehören, daß man im häufigen Rückblick auf 1914/18 und 1933/45 ernsthaft nach Versagen und Verantwortung fragte. Als Folge davon kam beispielsweise Kriegsspielzeug für Kinder in weitgehendes Verdikt, wurde über die Gründung der Bundeswehr, so richtig sie war, immerhin heiß diskutiert, formierte sich zumindest zum Beweis persönlicher Friedfertigkeit so manche Anti-Kriegsdemonstration, wurde der Wehrpflicht junger Männer gleichrangig der Ersatzdienst zur Seite gestellt. Vielbeachtet und akklamiert, das ist daran besonders wichtig, konnte Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985, zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, seine große Rede im Bundestag halten. Und: Der neue Kalendertermin Volkstrauertag, der alle ehrenvollen Kriegsgedenktage früheren Stils ersetzte, heroisierte nicht mehr posthum die Gefallenen und Vermißten, sondern beweinte sie.

3. Exkurs: Totengedächtnis

Zum Krieg gehört unvermeidlich der Soldatentod, der, weil hier »für den König« oder »fürs Vaterland« gestorben wird, sowohl familiäre wie öffentliche Bedeutung hat. Für die nächsten Angehörigen ist er deshalb besonders tragisch, weil er so plötzlich kommt, sein Opfer jung trifft und selten mit den üblichen Ritualen eines feierlichen Leichenzugs zum Ortsfriedhof und nachmals häufigen Grabbesuchen angenommen werden kann. Wenn Sohn, Bruder, Vater irgendwo unbekannt in fernem Feindesland die letzte Ruhe fanden, können sich die Trauernden nur mehr an Zeichen, Symbole und Gedanken halten. Als mystische Kostbarkeit bleibt ein Soldatenfoto dann oft jahrzehntelang auf der Kommode stehen, werden andere Habseligkeiten zu Reliquien und läßt sich die gestörte Ordnung nur dadurch einigermaßen wiederherstellen, daß Nachforschungen

über Todesart und Todesort Ungewißheit bannen. Von Offizieren, zumal aus dem Adel, gab es auch schon früher gemalte Porträts und post mortem Totenschilde. Aber man möchte fragen, mit welchen Sinnstücken sich eigentlich die Unterschichten trösteten, bevor die Fotografie billige Bilder machte . . .

Eindeutig gewandelt hat sich das kollektive Totengedächtnis. Jahrhundertlang verneigte sich die Menschheit letztlich nur vor den pompösen Grabmalern der Heerführer, so als hätten sie allein gekämpft. Ihnen – Feldmarschall Tilly in Altötting, Graf Waldeck im hessischen Korbach, dem »Türkenlouis« in Baden-Baden – wurden würdige Plätze in erstrangigen Kirchen reserviert. Vom gemeinen Mann, dem im 17./18. Jahrhundert ja noch wenig geachteten, notfalls am Kriegsweg verscharrten Söldner und Landsknecht, den man oft gar nicht heiraten ließ, damit keine Witwen und Waisen zum Sozialfall wurden, war – außer in abstrakten Verlustziffern – kaum die Rede.

Erst als um 1800 die allgemeine Wehrpflicht aufkam, der tote Soldat quasi Delegierter der von ihm verteidigten Heimat war, änderte sich daran etwas. Nun begannen allerorten Kriegerdenkmäler mit christlicher und figürlicher Emblemik davon zu künden, daß anteilig jedes Dorf, jede Stadt ihren Blutzoll entrichtet, ihre »besten Söhne« für die »gerechte Sache« geopfert hatten. Die Inschriften, etwa nach 1870/71, sahen »Unsere Gefallenen« aber zunächst nur selten als Einzelpersonen, sondern stilisierten sie schnell zur amorphen Heldenschar, wie auch das »Grabmal des Unbekannten Soldaten« unter dem Pariser Arc de Triomphe oder an der Moskauer Kremlmauer nationale Pauschalehrenstätte ist. Sinnstiftende Reden der Überlebenden taten sich damit leichter. Die gleichzeitig von Ort zu Ort entstandenen Kriegervereine, die an diesen Totensteinen »in stolzer Trauer« Appell hielten, waren und sind dazu das gruppenpsychologische Gegenstück.

Die volle Demokratisierung des Soldatentods, so zynisch das klingt, fand im Ersten Weltkrieg statt: Endlose Felder mit jeweils Zehntausenden gleichförmig schlichter, zu symmetrischen Mustern gestellter Grabkreuze oder Steinplatten auf dem amerikanischen Ehrenfriedhof Arlington, beim Mémorial de Verdun, in Langemarck und aus dem Zweiten Weltkrieg von Narvik über Omaha Beach bis Nordafrika verschweigen nicht mehr das Massensterben. Und eingeritzte Namen, Geburtsdaten, Herkunftsorte individualisieren es, ordnen nicht mehr nach Dienstgraden, sondern machen das gleiche Leid vieler einzelner evident. Wuchtige Architektur wie das Menem-Tor im fland-

rischen Ypern oder unbeholfene Steinmetzarbeit auf dem Dorf – ihre Botschaft liegt gleichermaßen in den langen Kolonnen eingemeißelter Namen, von denen jeder einst ein frisches Gesicht hatte. Wenn Organisationen der Kriegsgräberfürsorge zur Pflege dieser Plätze sammeln, ist dies heute ein Friedensschrei. Neu zu hörende, natürlich problematische Forderungen, auch hingerichteten Deserteuren ein Denkmal zu setzen, weil sie den Krieg verweigerten, denken das bisher Udenkbare noch weiter.

4. Erinnerungen an ferne Vergangenheiten

Jeder neue Krieg überholt die vorausgegangenen, läßt den damaligen Wertestreit und Kummer vor jüngerem verblassen. Das führt zur letzten Frage: Wie lange überhaupt halten Kriegserinnerungen vor?

Auf jeden Fall überdauern sie das Menschenleben, das persönlich in den Krieg involviert gewesen ist. Sie bleiben mit Sicherheit auch länger virulent als jene ein, zwei Generationen, in denen mündliche Erzählketten Vater–Sohn oder Großvater–Enkel funktionieren. Weil es eine Zunft der Historiker gibt, behalten sie als epochenprägende Haupt- und Staatsaktionen quasi ewig ihren Platz in den Schulbüchern. Emotional aufzuwühlen vermögen sie dort freilich nur mehr so lange, als etwa Paradigmenwechsel der Geschichtsschreibung, wie z. B. die von Fritz Fischers Buch »Griff nach der Weltmacht« in den 1960er Jahren losgetretene abermalige Diskussion der Kriegsschuldfrage 1914, an scheinbar festgezimmerte Fundamente unseres eigenen Zeitalters rühren. Ansonsten verringert sich kulturelle Perpetuierung durch Lernen rasch auf ein ziemlich kühles Registrieren von Daten, Namen, Kausalbeziehungen und Anekdoten. Auf jene Zeiten verweisende andere Kulturreste interessieren uns kaum noch durch ihren ursächlichen Kriegshintergrund, sondern mehr oder weniger verselbständigt: als zeitloses Kunstwerk die Marmorstatue des »Sterbenden Galliers« in Roms kapitolinischen Museen oder Velasquez' »Las Lanzas« im Prado, als Fotoobjekt der Titusbogen, als Ingenieursleistung die Fossa Carolina, als stupender Nadelfleiß der »Tepich von Bayeux«, der von Wilhelm dem Eroberer berichtet, als altphilologisches Zeugnis Cäsars »De bello Gallico« und Homers »Odyssee«, als witzige Schüler-Eselsbrücke »333 – Issus-Keilerei«, als Sportwettbewerb der Marathonlauf, als Umsetzung epischer Theaterdramaturgie Brechts »Mutter Cou-

rage«, als Ohrenschmaus Verdis »Nabucco«, ein lustiges Lied »Als die Römer frech geworden« . . . So wird Krieg allmählich zur Mythe, abgehoben von der Realität, zu der allenfalls die Archäologen noch ein paar zerborstene Helme und rostige Schwerter ergraben. Auch das engagierte Hervorwälzen der ganzen Wahrheit in Jubiläumsausstellungen, etwa 1983 nach dreihundert Jahren der Befreiung Wiens von den Türken, ändert daran wenig: Von der angesprochenen Öffentlichkeit werden sie in erster Linie wahrgenommen als austauschbares Ziel für Freizeitaktionismus und abgehakt als rituelles Kulturspektakel.

Gleichwohl scheint es Gegenbeispiele zu geben dahingehend, daß historische Kriege sehr lebendig und sogar existentiell im Bewußtsein der Nachgeborenen verankert bleiben. In Franken gilt das vor allem für den Dreißigjährigen Krieg. In mindestens vier Städtchen bewegt er bis heute Jahr um Jahr buchstäblich die ganze Einwohnerschaft als Motiv von Historienspielen. Beim »Rothenburger Meistertrunk« leert der Altbürgermeister einen Riesenhumpen Wein auf einen Schluck, weil Feldmarschall Tilly davon die Plünderung der eroberten Reichsstadt abhängig macht. Im benachbarten Dinkelsbühl gelingt es nicht den verzagten Ratsherren, wohl aber der Türmerstochter, mit einem rührenden Zug der Kinder den siegreichen Schwedenoberst zu besänftigen. »Wallenstein in Altdorf« läßt ab von seinem Zerstörungsplan, als sich ihm das Mädchen zu erkennen gibt, das er einst während seiner Studentenzzeit an der hiesigen Universität liebte. Gerade diese Themenhäufung könnte glauben machen, es würde hier eben wirklich noch seit damals, seit 1632, Dankbarkeit für Verschonung in diesem schlimmsten Kriegsjahr verspürt und in traditionaler Brauchpflicht ausgedrückt, ähnlich den Passionsspielgelüben der Pestzeit. Die Wahrheit ist anders: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts findet sich kein Beleg, daß diese (historisch so gar nicht gesicherten) Beinahe-Katastrophen noch nachhaltig in den Köpfen der nächsten Generationen rumorten. Erst im 19. Jahrhundert formte Literatenfeder aus erzählerischen Wandermotiven bzw. anderen lokalen Brauchelementen die jeweilige Stadtretungssage aus, was zeigt, daß Sagen keineswegs, wie man lange meinte, genausoviel Vertrauen als Geschichtsquellen verdienen wie Archivalien. Es handelt sich hier um Historiographie aus zweiter Hand und dichterischer Freiheit! Die Freiluft- und Bühnenspielfassungen zuletzt entstanden ab 1881, in Altdorf und Dinkelsbühl gezielte Nachahmungen des Rothenburger Vorbilds, erklärtermaßen um profitablen Fremdenverkehr an-

zulocken. Man benützt sie insgesamt einprägsam-wirkungsvoll für die städtische Imagewerbung. Hier ist zu fragen: Gab es denn dafür keinen anderen Stoff der Lokalgeschichte?

Enttäuscht somit aus Sicht unseres Themas schon die Existenz und Funktion solcher Volksschauspiele, so berührt zugleich bei kritischem Mitdenken ihr Ablauf befremdlich. Da ziehen sich Hunderte von modernen Städtern, jung und alt, historisierende Uniformen an, laufen fröhlichen Gesichts und johlend mit Fahnen, Hellebarden und Vorderladern durch Tor und Gassen, spiegelverkehrt auch als feindliche Schweden oder Katholische. Sie mimen lachend Gefangene und blutverschmierte Verwundete. Der »Ohweihala« in Altdorf und andere, die lustig schmerzbrüllend mit Kopfverbänden und amputierten Beinstümpfen kilometerweit in den Festzügen mithumpeln, sind Paraderollen seit Anbeginn. Und in der angeblich so bedrohten Stadt fehlt es nicht an gutem Essen aus Feldküchenkesseln. Hier findet Krieg statt als vergnügliche Kommunikation und Sozialisation zwischen Ortsbevölkerung und Besuchern, in der Vorbereitung als befriedigende Aktivität von Vereinen und Festkomitees. Die gesagten Worte vom Krieg bleiben leer; die Darstellungs- und Erlebnisformen widersprechen ihnen, blenden Mitleid mit den Opfern und Warnung aus.

Kriegsnot verkürzt sich, in unseren Hinweisen nicht neu, zum unsensibelteren Soldatenspiel, wenn nur die zeitliche Schamfrist hinreichend groß ist. Giftgas in den Schützengräben von Verdun als Asterix-Comic, Bomben auf Dresden als Son-et-lumière-Schau? – Gewiß ist da noch viel zu erwarten . . .

5. *Schluß*

Volkskundler sollen beobachten und erklären, nicht weltanschaulich werten. Im Fall des oben abgehandelten Themas fällt es freilich schwer, aus der Deskription eine Quintessenz abzuleiten und allgemeine Aussagen über das Verhalten des Menschen zu machen. So möchte ich lediglich die Fragen nennen, die ich mir selbst angesichts des vorgetragenen Materials gestellt habe:

Soll man sich freuen, daß der Mensch fähig ist, den Krieg nachträglich zu verharmlosen, ja mitunter sogar heiter zu nehmen, um Mut fürs Weiterleben zu gewinnen?

Muß man deprimiert sein, weil der Mensch aus so vielen Kriegen nicht

schon längst eine grundsätzliche Abscheu und Vermeidungsstrategien gegen Krieg entwickelt hat?

Braucht der Mensch den Krieg gar als Lebenselixier, wie es die ja nicht ganz falsche Redensart sagt, daß der »Krieg der Vater aller Dinge« sei?

Als Postskriptum des Jahres 1991 mit Golfkrieg und Jugoslawien-Drama muß ich eine Schlußhoffnung leider wieder streichen, nämlich aus ernsterer Nachdenklichkeit über modernen Bomben- und Atomkrieg sowie gehäuften Friedensinitiativen zu folgern, daß der Mensch doch zu lernen und immerhin seiner eigenen Vernichtung vorzubeugen gewillt ist.

Literatur

- Blendinger, F./Zorn, W. (Hg.): Augsburg. Geschichte in Bilddokumenten. München 1976.
- Brückner, W.: Bildnis und Brauch. Studien zur Bildfunktion der Effigies. Berlin 1966.
- Dering, F.: Das Oktoberfest. 150 Jahre bayerischer Nationalrausch. München 1985.
- Franz, G.: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. 3. Aufl. Stuttgart 1961.
- Geiger, K. F.: Kriegsromanhefte in der BRD. Untersuchungen d. Ludw.-Umland-Instituts d. Univ. Tübingen Bd. 35. 1974.
- Heller, H.: Der Nürnberger Dutzendteich. Reichsstädtische, bayerische und deutsche Vergangenheit. Nürnberg 1983.
- Heller, H.: Fränkisch-türkische Berührungen zwischen 16. und 19. Jahrhundert. Panikstimmung, kulturelle Öffnung und frühe Minderheitenassimilation. In: Lähnemann, J. (Hg.): Erziehung zur Kulturbegegnung. Pädagogische Beiträge z. Kulturbegegnung Bd. 3. Hamburg 1986. S. 179–198.
- Heller, H.: Epilog auf Männerbünde. Volkskundliche Untersuchungen an vermeintlich geschlechtsspezifischen Gruppen: Kriegervereine und Fußball-Fanclubs. In: Matreier Gespräche. Walter Hirschberg 85 Jahre. Wien/München 1989. S. 80–89.
- Heller, H.: Zur Luxurierung der Historienspiele in Dinkelsbühl und Rothenburg o. d. T. In: Zs. Frankenland 1990. S. 228–237.
- Jeggle, U.: In stolzer Trauer. Umgangsformen mit dem Kriegstod während des 2. Weltkriegs. In: Untersuchungen d. Ludw.-Umland-Instituts d. Univ. Tübingen Bd. 69. 1986. S. 242–259.
- Kleese, A.: Reden eines Lehrers bei festlichen Gelegenheiten. 4. Aufl. Breslau 1884.
- Koselleck, R.: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In: Marquardt, O./Stierle, K. H. (Hg.), Identität. – Zs. Poetik u. Hermeneutik Bd. 8. München 1979. S. 255–276.
- Köstlin, K.: Krieg als Reise. In: Berwing, M./Köstlin, K. (Hg.), Reise-Fieber. Regensburger Schriften f. Volkskunde Bd. 2. 1984. S. 100–114.
- Köstlin, K.: Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II. In: Bios. Zeitschr. f. Biographieforschung und Oral history 1989. S. 173–182.

- Kramer, K.-S.: Volksleben im Hochstift Bamberg und im Herzogtum Coburg (1500–1800). Veröffentl. d. Gesellschaft f. fränkische Geschichte Reihe IX. Bd. 24. Würzburg 1967.
- Kretzenbacher, L.: Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen. Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte. Buchreihe d. Landesmuseums f. Kärnten Bd. 20. Klagenfurt 1966.
- Kubach-Reutter, U.: Soldaten im Kinderzimmer und im Spielzeugmuseum. In: Monatsanzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg Nr. 102 = H. 9/1989. S. 818–819.
- Lehmann, A.: Militär als Forschungsproblem der Volkskunde. Zeitschr. f. Volkskunde 1982. S. 230–245.
- Lehner, J.: Joachim v. Sandrart (1606–1688). Zum Friedensmahl-Gemälde. Nürnberg (Stadtsparkasse) 1988.
- Lehnert, W.: Die oberösterreichischen Exulanten im ehemaligen Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauf-Landeck. Freie Schriftenfolge d. Gesellschaft f. Familienforschung Bd. 14. 1962.
- Lemma, H.: Kriegserziehung im Kaiserreich. Studien zur politischen Funktion von Schule und Schulmusik 1890–1918. Bremen 1984.
- Moser, D.-R.: Fasnacht – Fasching – Karneval. Graz/Wien/Köln 1986.
- Nürnberger Nachrichten: 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Wiederaufbau 1945–1949. Nürnberg (Sonderdruck) 1989.
- Tekampe, L.: Kriegserzählungen. Eine Studie zur erzählerischen Vergegenwärtigung des Zweiten Weltkrieges. Studien z. Volkskultur in Rheinland-Pfalz Bd. 6. Mainz 1989.
- Wagner, K.: Kirchweih in Franken. Studien zu den Terminen und deren Motivationen. Diss. Erlangen 1971.
- Weissenberger, R. (Hg.): Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683. 82. Sonderausstellung d. Hist. Museums d. Stadt Wien. 2. Aufl. Wien 1983.
- Weizsäcker, R. v.: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Bonn 1985.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [1992](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Die kulturelle Verarbeitung des Krieges nach dem Krieg 69-82](#)